

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 202.

Dienstag, 26. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am ernsthaftesten gingen Herr Reichenbach senior und der Polizeirat an ihre Geschäfte, und es dauerte gar nicht lange, bis der letztere einen Kriegerstiefel ausstieß und auf einen appetitlich-rundlichen Steinpilz losfuhr. „Sehen Sie, das ist der Rechte“, lobte er. „Ein Bild der Gediegenheit. Die Form verspricht nicht mehr, als der Inhalt gibt. Ich sage das nicht etwa, weil ich alles Unterfehle und Dickliche in Schutz nehmen will. Aber vergleichen Sie doch einmal die verschiedenen Arten von Schwammerln: sie sind gerade wie die Menschen. Ich könnte Ihnen einen stundenlangen Vortrag darüber halten. Da gibt es solche, die schon von weitem alle Blicke auf sich ziehen, und wenn man hinkommt, findet man nichts als Schund. Welche sehen adrett und brauchbar aus und sind nur Windbeutel, wie dieser hier“, und geringschätzig trat er mit seinem umfangreichen Nagelschuh auf einen rundlichen Bovisten, daß der Staub daraus entwich. „Manche fühlen sich nur in Herden wohl, andere sind vornehme Einzelgänger. Oder nehmen Sie einen richtigen Wiesenschampignon. Gleicht der nicht aufs Haar einer kapriziösen Dame, etwa unserer lebenswürdigen Hauswirtin? Na, und die Goldblonde...“, er zwinkerte Reichenbach vergnügt zu — „die ja allerhand Ähnlichkeiten mit ihr aufweist, ist dann vielleicht ein Knollenblätterpilz. Nicht verwechseln, bitte! Dieser stattliche Kamerad aber, der sich den besten Platz unter Moos und Baumwurzeln ausgesucht hat und so respektabel und erfolgreich aussieht, gleicht in seiner arri- vierten Satttheit einem glücklichen Geschäftsmann vom Schlage unseres verehrten Direktors Westhoff. Was glauben Sie, Herr Reichenbach, wieviele davon blau und grün anlaufen würden, wenn man sie aufschneide, ihr Inneres zu betrachten?“ Wieder wollte er sich bücken, um eine Brut junger Eierpilze, die eben nur ein wenig aus dem Moos hervorlugten, aufzulesen, aber diesmal kam ihm sein Begleiter zuvor, und ebenso ging es bald darauf wieder, als beide gleichzeitig eine Beute erspähten, Herr Reichenbach jedoch mit Hilfe seiner längeren Beine und Arme sie als der Raschere zuerst einheimste. Heinrich war großzügig genug, ihn ob seiner Findigkeit zu loben.

„Nun ja“, meinte Reichenbach bescheiden, „was ist denn schon dabei? Als alter Jäger und Waldgänger...“

Aber das ließ der Polizeirat nicht gelten. „Verkleinern Sie Ihre Talente nicht! Zum Schwammerlsucher wird man geboren. Auf die Spürnase kommt es an. Auch ich schmeichle mir, sie zu besitzen. Vielleicht war diese Veranlagung maßgebend bei meiner Berufswahl. Verbrecher sind nicht viel anders wie Schwammerln, man muß spüren, wo sie vorkommen, sonst findet man sie nicht. Aber alles zu seiner Zeit! Wenn ich im Dienst bin, gehe ich Ihnen rücksichtslos durch das schönste Dickicht, ohne rechts und links zu sehen, und nichts hält mich auf, selbst nicht“ — er bückte sich, bevor Reichenbach zugreifen konnte, — „ein Steinpilz wie dieser. Heute aber bin ich noch in Urlaub, da gehts umgekehrt. Ich gedenke im heutigen Wettbewerb den Preis davonzutragen und

scheide deshalb von Ihnen, denn Sie sind mir eine zu gefährliche Konkurrenz. Auf Wiedersehen zu Mittag!“

Da er zur Linken einbog, ging Herr Konrad Reichenbach gehorham zur Rechten weiter. Sein Ehrgeiz war nicht so groß, daß er seine Blicke immer nur auf den moosigen Grund geheftet hätte. Mehr als an den gelegentlichen Funden, die er dem von Martin Hollwed entlehnten Rudsaß einverleibte, erfreute er sich an dem herrlichen Hochwald, durch den er gemächlich schritt. Zwischen den weiten Säulengängen aus alten Tannen und Fichten, in die flimmernd goldiges Sonnenlicht einfiel, ging ihm sein Forst- und Weidmannsherz auf. Wer hier die Jagd inne hatte, war wohl zu beneiden. Neugierig, als beschritt er sein eigenes Revier, ging er immer weiter. Der Rehschlag sollte gut sein, so hatte Hollwed ihm erzählt. Schade, jetzt gegen Mittag war wohl kein Wild hier anzutreffen. Höchstens vielleicht dort oben, wo jenseits eines Geräumts der Wald lichter wurde.

Richtig. Zu seiner Linken regte sich im Gebüsch. Er blieb still stehen, hielt den Atem an und hätte bald nach unausrottbarer Jägerangewohnheit laut geslucht. Mariechen war ja nicht dabei — denn vor ihm erschien auf dem steil von oben her führenden Holzweg ein altes Weiblein, mühsam an einem Stod daherhumpelnd. Er besann sich aber alsbald, daß ihr Gruß ihm heute, wo er kein Gewehr trug, nichts anhaben konnte und erwiderte ihn freundlich.

„So viel warm ist's!“ jammerte die Alte schnaufend. „Und so viel weit für an alts Leut!“

„Wohin geht denn die Reise?“ fragte Reichenbach gutmütig.

„O mei, bereits bis auf Bichelberg. San Sie vielleicht dort bekannt?“ prüfend äugten ihn unter dem Kopftuch hervor ein paar lebhaft schwarze Bogellichter an, um die zahllose Runzeln spielten.

„Ich wohne im Seehaus, wenn Sie wissen, wo das liegt.“

„Ja, was net gar, im Seehaus! Da hat Ihna ja grad der Himmelwater hergeschickt. Da könnt mir der Herr schon an großen Gefallen tun. I sollt nämli a ins Seehaus. Da wohnt doch dös Fräulein — Feldmeier schreibt sie sich — und dera möcht i dös klane Päck da bringen.“ Sie kramte in einem Korb, der in der Hauptsache allerlei Lumpen von zweifelhafter Sauberkeit zu enthalten schien. „Wissens, dös Fräulein is so viel gut zu mir gewesen, wie i neulings so krank war; an solchem Wehdam im Fuß han i ghabt“ — schon die plötzliche Erinnerung daran ließ sie schmerzhaft einkniden —, und da hats mir was zum Einnehmen bracht, — da is glei viel besser worden. No, und da möcht i mi halt a erkenntli zeign, und da hab i mir denkt, tragt ihr grad das Päck umi. Aber es is halt so viel weit!“

Der mitleidige Reichenbach sah, wie sie sich erschöpft auf einen Baumstumpf sinken ließ, und wußte, was er als Mensch und Christ zu tun hatte. „Na, geben Sie nur Ihr Päckchen her“, forderte er sie freundlich auf. „Ich werde es schon bestellen.“

Eine zitternde Hand streckte sich ihm entgegen, die ein längliches, ihn graues Papier umständlich verschürtes Ding hielt. Er verstaute es in seinen Rucksack und wurde ordentlich verlegen, als das Mütterchen ihm darauf unter vielen Segenswünschen eine laute Dankbarkeit bezeugte.

„Schon gut, schon gut“, sagte er, zog seine Geldbörse und drückte der Alten, die ja wirklich recht bedürftig ausah, noch ein Silberstück in die Hand, denn er wollte nicht hinter Fräulein Geldmeister zurückstehen. „Jetzt lassen Sie sich schöne Zeit für den Heimweg, liebe Frau; ich will alles bestens besorgen.“

Er sah ihr nach, wie sie, auf ihren Stod gestützt, den steilen Bergpfad mühsam emporstieg. Nach wenigen Schritten machte sie schon wieder halt und wandte sich nochmals zu ihm zurück. „Sie — gnä Herr!“

„Was ist . . .?“ fragte er näher tretend, denn sie winkte ihm geheimnisvoll zu.

„Bitt recht schön, gnä Herr, grad obacht geben wenn S' täten, bal S' an Gendarm begegnen tun oder an Grenzer.“ Vertraulich legte sie die Hand auf seinen Armel und sah ihm sichernd in die Augen. „Wissen S', es is halt a Salami drin in dem Packl. Dö derf ma net einführen, dös is verboten, und so viel scharf sein s' drauf. Aber dös Fräulein hat gsagt, daß sie's so gern mag, da hab i mir denkt, machst ihr halt die Freud. Was kann denn a arms Leut sonst hergebn? Also i bitt halt recht schön, geben S' recht gut obacht! Bei an so an seinen Herrn, da sucht ja eh keiner was.“

Lachend versprach Reichenbach die gewünschte Vorsicht und sah die dankbare Alte sichtlich erleichtert und um vieles flinker bergan steigen. Dann machte auch er sich auf den Weiterweg. Er suchte seine ganze Aufmerksamkeit nunmehr den Pilzen zu widmen, erappte sich aber mehrmals dabei, daß er angespannt nach menschlichen Schritten horchte oder zwischen den Stämmen hindurch Ausschau hielt, ob noch kein Grenzer im Anzug sei. Mit Heiterkeit erinnerte er sich seines Gesprächs vom Vorabend mit dem gemütlichen Polizeirat: da war er, Konrad Reichenbach, Gutsherr auf Großwunzendorf, nun wirklich so weit, daß er das Auge des Gesetzes fürchten mußte, und noch dazu wegen einer Handlung, die ein unbefangener Beurteiler nicht anders als edel nennen konnte.

Die Sonne hatte die Mittagshöhe erreicht und in ihrem Glimmern stiegen alle Düste des würzigen Berggrases auf. Die kleine Gesellschaft unter der Königsbuche gab sich einer wohlthuenden Faulheit hin. Direktor Westhoff erzählte Biet so viele Wunderdinge von seinen weit verzweigten Geschäften, daß die geringe Meinung des Afrikaners über alle europäischen Angelegenheiten beinahe eine Besserung erfuhr. Mariechen aber ließ sich mit freundlicher Herablassung von der plauderhaften Frau Hollwed unterhalten, bis diese anfang zu ermatten und sehnsüchtig Ausschau hielt, ob denn Martin mit den Jungen noch nicht käme. Es wurde allmählich Zeit, den Imbiß herzurichten. Endlich ertönte der Pfiff, mit dem August zu Hause seine Heimkehr von der Schule anzuzeigen pflegte. Und bald sah sie auch Martins weißes Hemd im Buschwerk auftauchen. Rüstig schritt er trotz des mächtig geschwellenen Rucksacks dahin und führte noch an der Hand seinen Jüngsten, der sich jedoch leider der väterlichen Fürsorge zu entwinden suchte. Gina bemerkte sofort sein verheultes Gesicht. „Was ist denn los?“ fragte sie.

„Die armen Göckel . . .“ Frieder verzog die Unterlippe und machte Miene, wieder loszubrüllen.

„Jawohl, die sind sehr arm. Aber wer ist schuld daran? Der böse Bube, der sich immer an ihrem Ställchen zu schaffern gemacht hat, obwohl es verboten war, und der gestern Abend auch die Türe offen stehen ließ.“

„Etich, hab ich dir das nicht gesagt?“ höhnte herzlos der ältere Bruder. „Du bist ein Mörder, jawohl!“

„Nun sei bloß still“, schalt sein Vater, „sonst geht die Heulerei wieder von vorne an. Er wollte nämlich gar nicht mitkommen, weil er sich einbildet, er müsse erst die Opfer seines Leichtsinns begraben.“

August untersuchte eben mit beiden Händen neugierig

den Rucksack, den er getragen und eben abgelegt hatte. „Du willst wohl hier auch Marder spielen? Finger weg!“ gebot die strenge Mutter. „Nun und zu Hause, Martin, alles in Ordnung?“

„Natürlich!“ sagte dieser stolz. „Ich war doch da und hab alles geleitet. Die Mädchen waschen und scheuern und lüften die Betten, daß du deine Freude hättest, Krähuber kauft in Bichelberg ein und Chocolat wird später mit dem Wagen die Waren abholen. Ja, und dann war noch ein Mann da . . .“

„Was wollte er denn?“

„O nichts . . . er kam nur von einer Feuerversicherung . . .“

„Du hast ihm hoffentlich gesagt, daß das Haus längst versichert ist?“

„Das weiß ich nicht, also konnte ich es auch nicht sagen.“

Gina blickte ungeduldig zum Himmel.

„Aber, daß es nicht uns gehört, hab ich ihm gesagt. Darauf meinte er allerdings, es wäre gut, unser bewegliches Eigentum auf unsere eigene Rechnung versichern zu lassen. Er fand die Sachen sehr wertvoll . . .“

„Du hast sie ihm gezeigt?“

„Wie hätt' ich ihn denn sonst loswerden sollen?“

Gina fing an zu lachen. „Du armer Mann! Wann wirst du so etwas lernen! Weißt du, Mariechen, Martin ist eben einfach zu gut für diese Welt. Er kann niemanden abweisen. Anfangs ließ er sich ja rein alles aufschwagen. Es hat Mühe genug gekostet, ihm das abzugewöhnen. Und er kommt sich immer ganz hartherzig vor, wenn er einen Hausierer weggeschiden muß. Wie hoch wollte denn der Mann unser Gerümpel versichern?“

„Er meinte, zehntausend Mark sei es mindestens wert.“

„Oh!“ Gina brach in laute Heiterkeit aus.

„Es sind doch auch Bilder von mir dabei!“ verteidigte sich Martin etwas gekränkt.

„Ja, ja, schon gut“, beschwichtigte ihn lachend seine Gattin. „So ist er nun, der Mann. Jetzt reut es ihn den ganzen Tag, daß er dem Schwäger zuliebe nicht doch versichert hat. Gesteh' nur, Martin, nicht wahr, es reut dich?“

„Nein!“ sagte Martin grimmig und verschlossen.

Eine bunte Dede lag über das Moos gebreitet, auf der die Herrin des Seehauses mit geschickter Hand den Imbiß aufgebaut hatte. In allen Farben lodten die verschiedensten Butterbrote, erfrischende Salate standen in großen Schüsseln bereit, Wein- und Bierflaschen lagen kühl in der nahen Quelle. Es blieb nichts weiter zu tun, als die im Wald zerstreuten Gäste zu erwarten.

Bald tauchte zwischen den Bäumen Gutrunens helles Kleid auf. Ihr folgte auf dem Fuße Kurt mit einem großen Henckeltorb, der natürlich sehr viel mehr versprach als er hielt: ein ziemlich wahlloses Sammeljurium von Hahnenkämmen, Pfifferlingen und Steinpilzgerien, die andere Waldgänger verschmäht haben mochten, bedeckte eben gerade noch seinen Boden. Die jungen Leute hatten natürlich Wichtigeres zu tun gehabt. Die feierliche Stille des Waldes war so recht dazu ange-
tan, Disharmonien zu lösen; Kurt hatte sich's in den Kopf gesetzt, sein Mädchen wieder lachen zu sehen. Und wie hätte Gutrunne seinen Bitten und Beteuerungen gegenüber gleichgültig bleiben können? Nichts lag ihrer Harmlosigkeit ferner, als die Macht, die Kurts Verliebtheit ihr verlieh, auszunützen; sie war ein hoffnungslos altmodisches Ding, das demütig zu ihrem Auserwählten emporjah. Da er sich so aufrichtig um sie bemühte, strahlten bald ihre blauen Augen, die so leicht in Tränen schwammen, ihn wieder glücklich an; jetzt war kein Rest von Verstimmung mehr zu sehen, auch das seidene blonde Haar, das diesmal freilich ein bißchen in Unordnung geraten war, hatte sie emsig wie ein Käzchen wieder geglättet — und nur ganz tief drin in ihrem ängstlichen, dummen Herzen lag ein Restchen zitternder Unruhe, weil sie ihrem Versprechen gemäß die Aussprache mit Botho Wöblius verschwiegen hatte und nun fürchten mußte, daß Frau Gaedede, die Mitwifferin ihrer Geheimnisse, dieselben weniger streng hüten werde. . . (Fortf. folgt.)

Bettina besucht Beethoven.

Eine Erzählung aus Alt-Wien von Mathias Stefan.

Eines Sommertages des Jahres 1811 huschte ein elfenzartes und elfenkleines, junges Mädchen in einem höchst bizarren Gewand über das Wiener Glacis. Das Gewand des jungen Mädchens, das einen aparten Lockenkopf hatte, schien aus einem Stüd schwarzen Seidenzeugs geschnitten und nur mit Hilfe einiger Nadeln, wie ein griechischer Peplos über den kleinen, vollen Schultern drapiert und in der Taille von einer losen weißen Kordel gehalten.

Dies kleine, elfenzarte Wesen war Bettina Brentano, die heimliche Braut des romantischen Dichters Achim von Arnim, die, bevor sie das Ehejoch auf sich nehmen, noch in Wien in dem ihr verwandten Birkenstock'schen Hause sich ausleben wollte. Nun war Bettina voller Eifer auf dem Wege in das Pasqualattische Haus auf der Mollersbastei, um endlich den gewaltigsten Tondichter der Welt, Ludwig van Beethoven, kennen zu lernen. Zufällig hatte sie gehört, daß er wegen Mißlichkeiten mit seiner Möbllinger Vermieterin seine Möbllinger Sommerwohnung fluchtartig verlassen und sich wieder in seine Wohnung begeben hatte.

Zaghaft klopfte Bettina an die Beethoven'sche Wohnungstür. Die nicht allzufreundliche Wirtschafterin Beethovens, Frau Streng, die der Tonherrs nach ihrer Vorliebe für süße Schnäpse gerne „Frau Schnaps“ benannte, reckte ihren Kopf mit einer nicht sehr sauberen Morgenhaube zum Türspalt heraus. Als sie des kleinen Mädchens gewahr wurde, nickte sie verständnisvoll: „Aha! A neue Schülerin! Na! Geh'n's nur ein! Er is eh grad beim Komponieren!“

Noch zaghafter nach diesem sonderbaren Empfang, schritt Bettina durch das Vorzimmer, wo ihr zwei große Konzertflügel auffielen, die, ohne Füße, auf der Erde lagen.

Angstlich pochte sie an die Zimmertüre und da sie lange kein aufforderndes „Gerein“ hörte — Beethovens Taubheit begann sich schon fühlbar zu machen — entschloß sie sich, lachte einzutreten.

Beethoven saß bei seinem großen englischen Konzertflügel, den ihm ein englischer Verehrer, Lord Haldane, gesandt hatte und spielte den ersten Teil seiner „Missa solennis“.

Er war sehr gut gelaunt, die Komposition befriedigte ihn. Freundlich, wie einer alten Bekannten, nickte er dem jungen Mädchen zu.

„Nehmen Sie Platz“ und er deutete mit dem Kopf auf ein Fauteuil, in dem in buntem Durcheinander roten, schmutzigen Wäsche und ein paar große Möhrentüfel lagen; verlegen blickte Bettina Brentano auf das Chaos nieder und nahm dann auf einem freien Söckchen des Fauteuils wie ein verregnetes Bögelfchen Platz. Mit einem stürmischen Alford schloß der Klavierspieler, kam dann aus seiner Ecke hervorgeschossen und pflanzte sich breitfüßig vor Bettina auf. Nun erst gewahrte das junge Mädchen, daß Beethoven in schmutzigen Unterhosen saß, über die er einen tabakbraunen Frack gezogen.

„Na, wer sind wir denn?“ examinierte Beethoven sehr freundlich.

„Bettina Brentano aus Weimar, ich bringe die besten Grüße von Altmeister Goethe!“ Das war nun zwar ein bißchen geflunkert. Denn Goethe hatte Bettina vor ihrer Abreise gar nicht empfangen. Die Anbimmelung des mehr als exzentrischen Bettinchens war dem gradlinigen Charakter Goethes mehr als lästig und so oft er konnte, entzog er sich ihrem Weibrauch.

Beethovens Augen aber erglänzten hocherfreut: „Sa, Meister Goethe läßt mich schön grüßen, glaub's wohl, hab ihm erst mit der letzten Post einige meiner besten Lieder gesandt.“ Und Beethoven gab seiner Begeisterung für Goethe berebten Ausdruck. Bettina aber schrieb an Meister Wolfgang von Goethe:

Wien, am 9. July.

„Beethoven habe ich erst in den letzten Tagen meines Wiener Aufenthaltes kennen gelernt. Beinahe hätte ich ihn gar nicht geseh'n. Denn niemand wollte mich zu ihm bringen, selbst die sich seine besten Freunde nennen nicht und zwar aus Furcht vor seiner Melancholie, die ihn so befällt, daß er sich um nichts interessiert und dem Fremden eher Grobheiten als Höflichkeiten erzeigt. Eine Phantasie von ihm, die ich ganz vortrefflich vorgetragen hörte, bewegte mir das Herz und hatte ich von demselben Augenblick an eine solche Sehnsucht nach ihm, daß ich Alles aufbot, ihn kennen zu lernen! Seine Wohnung ist ganz merkwürdig. Im ersten Zimmer zwei bis drei Flügel, alle ohne Beine auf der Erde liegend. Einige Koffer, worin seine Sachen. Ein Stuhl mit drei Beinen. Im zweiten Zimmer sein Bett, welches Sommer und Winter aus einem Strohsack mit dünner Decke besteht. Ein Waschbecken steht auf einem Tamentisch — die Nachkleider liegen auf dem Fußboden. Er rasierte sich gerade, als ich das zweitemal zu ihm kam. Es dauerte sehr lange, bis er erschien. Endlich kam er. Beethoven ist klein (so groß sein Herz und Geist ist). Braun ist er, voller Blatternarben, was man „garstig“ nennt. Hat aber eine himmlische Stirne, die von der Harmonie so edel gewölbt ist, daß man sie wie ein edles Kunstwerk anstaunen möchte. Sehr lange schwarze Haare, die er immer zurückschlägt, scheint kaum dreißig Jahre alt. Er weiß seine Jahre selbst nicht, glaubt aber

doch fünfundsiebzig. Ich hatte nun viel gehört, wie behutsam man mit ihm sein müsse, um ihn nicht scheel zu machen.

Ich hatte aber sein edles Wesen auf andere Art berechnet und nicht geirrt.

In einer Stunde war er mit so gut geworden, daß er sogar mit mir nach Hause ging und zur größten Verwunderung seiner Freunde den ganzen Tag bei uns verblieb!“

Im Birkenstock'schen Hause bat Bettina Brentano Meister Beethoven in der stürmischsten Weise, er möge doch spielen.

Und der Unzugängliche, der oft die Aufforderung gekrönter Häupter schroff ablehnte — knurrte das kleine Persönchen halb gewährend an: „Na, warum soll ich denn spielen?“ Bettinas Antwort: „Weil ich mein Leben gerne mit dem Herrlichsten erfüllen will, was es auf Erden gibt!“

Diese Antwort gefiel dem sonst so Unnahbaren, er setzte sich zuerst nur flüchtig an das Klavier — als müßte er den Widerwillen überwinden, sich hören zu lassen. Aber bald hatte er seine Umgebung vollständig vergessen und schwelgte in einem Meer von Harmonien.

Er kam die letzten Tage, die Bettina Brentano in Wien weilte, jeden Abend zu ihr, brachte ihr Kompositionen Goethe'scher Lieder und als sie schieden — bat er Bettina, ihm doch recht oft aus Weimar zu schreiben. Gute Briefe waren seine größte Lebensfreude in seiner Einsamkeit.

Gespräch um die Privatsekretärin.

Von Jens Kocher.

Sie waren noch ziemlich jungverheiratet und fanden noch so viel Freude aneinander, daß die Stunden des Abends, wenn er aus seinem Geschäft nach Hause kam, fast nicht ausreichten, um alles das zu besprechen, was sie sich zu sagen hatten.

Deshalb wunderte sie sich, daß er an diesem Abend schweigsam und unruhig im Zimmer hin und her ging, als hätte er etwas auf dem Herzen und könnte sich nicht entschliefen, davon anzufangen.

Doch sie wartete . . .

„Räthe“, sagte er endlich, „ich muß etwas mit dir besprechen . . .“

Sie blickte auf: „Ja, Liebster? . . .“

„Ich . . . ich muß mir wieder jemanden ins Kontor nehmen, der mir persönlich zur Verfügung steht . . .“

„Ja warum denn nicht?“ antwortete sie mit einem verständnisvollen und doch listigen Lächeln, „es ist heutzutage doch nicht schwer, einen tüchtigen jungen Mann zu bekommen . . .“

„Nein . . . ich brauche eine Privatsekretärin“, sagte er gequält und doch froh, das erlösende Wort endlich gesprochen zu haben.

„Das Thema, glaube ich, haben wir schon zu Ende gesprochen!“ sagte sie scharf.

„Wir müssen uns noch einmal darüber unterhalten, Räthe . . . ein Privatsekretär ist nicht dasselbe wie eine Privatsekretärin . . .“

„Das weiß ich, mein Lieber!“

„Ein junger Mann ist teurer, und wenn er wirklich tüchtig ist, will er weiterkommen, oder er geht zu einer andern Firma . . . eine junge Dame kann man behalten . . .“

„Oft fürs ganze Leben!“

„Ich bin doch mit dir verheiratet, Räthe!“

„Ja danke, doch du scheinst vergessen zu haben, wie das gekommen ist . . . Ich weiß selber am besten, was es für einen Chef heißt, eine hübsche, junge Sekretärin zu haben . . .“

„Du kannst doch höchstens wissen, was es heißt, eine hübsche, junge Sekretärin zu sein!“

„Ich versteh' mich auch ein bißchen darauf, was dabei herauskommen kann . . . Wie lange nach meiner Anstellung bei dir haben wir uns verheiratet?“

„Knapp ein Jahr . . . das hat aber doch damit nichts zu tun . . .“

„Und wieviel Zeit verging, bis du mich das erstemal tüftelst?“

„Ein paar Monate, glaub' ich . . . du hattest aber auch einen außerordentlich hübschen Nacken!“

„Den haben fast alle Privatsekretärinnen, und die Chefs haben ein einzigartiges Talent, das zu entdecken!“

„Das kommt daher, daß man sich oft leicht über die junge Dame beugen muß, wenn man ihr diktiert . . .“

„Das kommt auch daher, daß die junge Dame nichts dagegen hat, wenn man ihren hübschen Nacken beachtet!“

„Du mußt es ja wissen!“

„Ich weiß es auch . . . Glaubst du denn nicht, daß jedes junge Kontormädel davon träumt, ihren Chef zu heiraten, wenn er hübsch, liebenswürdig und reich ist?“

„Ist das nun nicht übertrieben?“

„Was ist denn weiter dabei? Glaubst du nicht, daß ich es auf dich abgesehen hatte?“

„Wirklich?“

„Natürlich! Ich hatte mich gleich in dich verliebt, und wenn ich dir die Post brachte, kam ich mit meinen Händen deinen oft ein bißchen zu nahe . . .“

„Und ich hab' immer geglaubt, daß ich das tat!“

„Das glauben die Männer immer, und das macht es uns Frauen nur leichter. Auch als du mich das erste Mal küßtest, tatest du das nur, weil ich es wollte!“

„Und ich war der Meinung, daß ich aus eigenem freiem Willen handelte . . . offenbar hast du also das Ganze bestimmt?“

„Natürlich hab' ich das . . . deshalb sollst du auch keine neue Privatsekretärin haben!“

„Ich kann mich doch nicht mit ihnen allen verheiraten!“

„Die Männer leisten heutzutage in der Hinsicht viel . . .“

„Aber liebste Rätke, wir leben ja so glücklich zusammen!“

„Gerade deshalb sollst du ja keine Privatsekretärin haben!“

„Hast du nicht zu einseitige Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Chef und Privatsekretärin, weil du dich in deinen Chef verliebt und ihn geheiratet hast? Deshalb brauchen es doch nicht alle Privatsekretärinnen auf ihren Chef abgesehen zu haben!“

„Du kannst dir deine Spitzfindigkeiten ruhig sparen, denn du darfst einfach nicht!“

„Das bestimme wohl ich, nicht?“

„Glaubst du?“

„Na hör mal, du scheinst überhaupt der Meinung zu sein, daß wir Männer sehr wenig zu bestimmen haben . . .“

„Wenn ein Mann eine kluge Frau hat, in die er verliebt ist, bestimmt er nur das, was sie haben will!“

„Es kommt also darauf an, ob du klug bist!“

„Und ob du verliebt bist!“

„Das weißt du, Rätke! . . . einmal kann ich wohl aber gezwungen sein, dir zu zeigen, daß man ein freier Mensch bleibt, auch wenn man verheiratet ist: ich nehme mir eine Privatsekretärin, damit du's weißt!“

„Einverstanden!“

„Bist du plötzlich einverstanden?“

„Ja, wenn du meinst, daß wir freie Menschen sind und tun können, was wir wollen, dann . . .“

„Was dann?“

„Wenn du tust, was du willst, dann will auch ich tun, was ich will!“

„Und das wäre?“

„Ich langweile mich sowieso den ganzen Tag allein zu Hause . . . die Hausarbeit machen ja die Mädchen . . . ich möchte wieder eine Beschäftigung haben!“

„Na und?“

„Du weißt, daß Erik Berg . . . dein Freund . . . eine Privatsekretärin sucht . . .“

„Du willst doch nicht etwa bei ihm Sekretärin werden?“

„Warum nicht? Er ist doch ein sympathischer Mensch . . .“

„Das verbiete ich dir!“

„Du mir?“

„Bei dem Schürzenjäger . . .“

„Was hat das damit zu tun?“

„Na danke! Ich sehe ihn vor mir, wie er dir diktiert . . .“

„Hast du nun nicht zu einseitige Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Chef und Privatsekretärin?“

„Rätke, das tust du nicht!“

„Verbietest du mir das?“

„Nein . . . ich bitte dich . . .“

„Haben wir in Wirklichkeit also nicht dieselben Ansichten über Privatsekretärinnen und ihre Gefährlichkeit?“

„hm . . . ja . . .“

„Du nimmst also einen jungen Mann, nicht?“

„Ja . . . ich nehme einen jungen Mann . . .“

(Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Adolf K o b i l s c h.)

Welt u. Wissen

Wie sieht es in der Stratosphäre aus? Prof. Piccard rüstet sich, einen neuen Aufstieg in jene unbekannten Höhen der Luft zu unternehmen, die wir als Stratosphäre bezeichnen. Dieses Himmelsgebiet, das in einer Höhe von etwa 10 Kilometer über dem Erdboden beginnt und von dem man noch vor wenigen Jahren nicht das Geringste wußte, hat mit den Fortschritten der Strahlungsforchung und besonders auch durch den ersten kühnen Aufstieg Piccards, der bis in 17 Kilometer Höhe führte, schon mancherlei von seinen Geheimnissen verraten müssen. Was wir heute davon wissen, das faßt Dr. B. Thiene in der Frankfurter Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik „Die Umschau“ zusammen. Die Luftschichten, die unserer Erde am nächsten liegen und in denen sich die Wolkenbildungen abspielen, nennt man die Troposphäre. Diese enthält in den ersten 5 Kilometern die Schicht der tiefen Regenwolken, in den nächsten 5 Kilometern die Schicht der hohen feinen Wolken. Dann beginnt die Stratosphäre, in der die Temperatur bei 10 Kilometern bereits 50 Grad Kälte erreicht hat. Hier gibt es keine Wolken mehr; es herrscht ewig tiefblauer Himmel, denn der Gehalt an Wasserdampf, der in der Troposphäre noch sehr groß war und zu Wolkenbildungen führen konnte, wird geringer und hört in 50 Kilometer so gut wie ganz auf. Daher verschwindet auch das weißliche Blau des Himmels; seine Farbe wird umso dunkler, je höher wir hinaufsteigen, und wird schließlich fast schwarz. Zugleich erscheint die Sonne schärfer an ihren Rändern; ihre Strahlungskraft nimmt gewaltig zu. Die Sterne, die vorher von dem zerstreuten Himmelslicht überstrahlt wurden, treten immer deutlicher hervor und strahlen schließlich neben der Sonne am schwärzlichen Tageshimmel. Da die Sonnenstrahlung den Weltraum durchdringt, ohne ihn zu erwärmen, und nur feste Körper, wie unsere Erde, erhitzt, so ist es zunächst sehr kalt. Aber merkwürdigerweise nimmt die Wärme in den größeren Höhen der Stratosphäre wieder zu, und in 50 Kilometer Höhe hat sie bereits die beträchtliche Hitze von 37 Grad erreicht. Diese hohe Temperatur wird durch chemische Umsetzungen infolge der Sonnen-Einstrahlung hervorgerufen, die auf die in jenen Höhen vorhandenen Gase einwirkt. In der Stratosphäre gewinnt nämlich der leichtere Wasserstoff über den in unserer Luft vorwiegenden Stickstoff und Sauerstoff das Übergewicht, sodaß in 50 Kilometer Höhe der Wasserstoff bereits 3 Prozent und in 100 Kilometer Höhe 96 Prozent beträgt. In den Schichten zwischen 50 und 100 Kilometer wird infolge der Energie-Umwandlung der noch vorhandene Sauerstoff zu Ozon umgeformt, sodaß man die Sphären über 50 Kilometer als Ozonschicht bezeichnet. In 50 Kilometer Höhe herrscht also eine fast tropisch warme und sehr ozonhaltige Atmosphäre, die ozonreichste unseres ganzen Erdballs, und unsere Kranken würden hier das gesündeste Klima finden, wenn nicht der Luftdruck immer mehr abnähme, und es uns bisher unmöglich machte, höher als rund 17 Kilometer in die Atmosphäre einzudringen. Während auf dem Erdboden der Luftdruck noch einer Quecksilbersäule von rund $\frac{1}{2}$ Meter entspricht, ist dieser Druck in 10 Kilometer Höhe schon auf 200 Millimeter, in 50 Kilometer auf $\frac{1}{2}$ Millimeter und in 100 Kilometer Höhe auf wenige Tausendstel Millimeter herabgesunken. Man hat nun durch die Auswertung von Schwunderscheinungen vom Rundfunk und Nachrichtenendungen festgestellt, daß in etwa 100 Kilometer Höhe eine neue Schicht beginnen muß, die nach ihrem ersten Erforscher Heavysideschicht genannt worden ist. Hier herrscht schon wieder eisige Kälte; der Wasserstoff macht bei 150 Kilometer 99,5 Prozent der Atmosphäre aus, und es erfolgt wahrscheinlich eine Anreicherung von Helium. Diese Wasserstoff-Sphäre reicht bis etwa 230 Kilometer Höhe. In den Schichten zwischen 50 und 100 Kilometer spielen sich fast ausschließlich die Nordlicht-Erscheinungen ab. Doch treten noch in 400 bis 500 Kilometer Höhe Leucht-Erscheinungen auf, und hier kommt es vermutlich nochmals zur Bildung einer elektrisch-wirksamen Schicht, die die Grenze des „blauen“ Polar-Lichtes darstellt. Wir dürfen annehmen, daß die Verhältnisse in der Stratosphäre, der Ozon- und der Heavyside-Schicht unser Wetter wesentlich mitbestimmen.

Die Verwertung des Radiums. Bisher wurden auf der Erde insgesamt etwa 300 Gramm Radium gewonnen. Sie werden zu etwa 85 Prozent für medizinische Zwecke verwertet, während etwa 10 Prozent zur Herstellung von Leuchtfarben dienen. Der Rest steht allgemeinen physikalisch-chemischen Untersuchungen zur Verfügung. Man kann also sagen, daß das Radium nahezu ausschließlich in den Dienst der Gesundheit der Menschen gestellt ist.